

Zeitschrift: Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA
Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heimwesen
Band: 53 (1982)
Heft: 5

Artikel: Tod und Leben : eine kulturgeschichtliche Betrachtung
Autor: Abbt, Imelda
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-809884>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Tod und Leben: Eine kulturgeschichtliche Betrachtung

Von Dr. Imelda Abbt, Leiterin der Fortbildung VSA*

Sich auf den Tod besinnen, heisst das Leben lieben. Denn da, wo wir wirklich lieben, erfahren wir den täglichen Tod, und dieser lässt uns spüren, dass wir sind. Wir sind Leben und wir sind Tod. Welches davon das Erste ist, kann zunächst gar nicht ausgemacht werden. Sie sind unlösbar ineinander verzahnt. Tod ist Leben, Leben ist Tod: die Grundmelodie unseres Lebens! Wer leben lernt, lernt sterben. Sind das nicht Selbstverständlichkeiten? Tod – die negative Seite; Leben – die positive Seite der einen, gleichen Wirklichkeit! Aber es ist auch allzubekannt, dass das Gewöhnlichste uns die allergrösste Mühe macht. Und je nachdem, wie ich mich zum Gewöhnlichsten einstelle, verändert sich mein Leben. Das jeweilige Menschenbild wirft seine Schatten. Und dieser enthält auch das Todesverständnis. Das gilt vom einzelnen, das gilt aber auch von den Kulturepochen.

Mein Vortrag gliedert sich in zwei Teile. Im ersten Teil möchte ich auf einige abendländische Verhaltensweisen dem Tod bzw. dem Leben gegenüber zu sprechen kommen. Im zweiten Teil werde ich dann auf die denkerische Verarbeitung des Todesproblems eingehen.

Der Friedhof als Treffpunkt der Lebenden

Im Abendland war der Tod ein Jahrtausend lang Anlass zur Stärkung des Lebensgefühls. Das geht aus Untersuchungen hervor, die zeigen, dass zum Beispiel vom 4. bis ins 14. Jahrhundert in vielen Gegenden die Friedhöfe unter anderem auch Tanzböden waren. Der Tanz mit den Toten auf den Gräbern war Ausdruck dafür, dass man sich über das Leben freute. Tod und Leben gehörten zusammen. Der mittelalterliche Friedhof war, zusammen mit der Kirche, Brennpunkt des sozialen Lebens. Bis ins 17. Jahrhundert hinein war der Friedhof ein Raum, der den Toten vorbehalten war, und zugleich war er auch ein öffentlicher Platz. Lebende und Tote waren gleichsam im Frieden Gottes vereint. Im Laufe der Zeit wurde der Friedhof in bestimmten Gegenden gar zu einem Asylraum, zum Zufluchtsort (Bretagne). Diese Asylfunktion hat den Friedhof teilweise in eine Art ständigen Wohnsitz,

*Sich
aufden Tod
besinnen
heisst
das Leben
lieben:
Imelda Abbt.*



immer aber in einen Ort der öffentlichen Begegnung verwandelt. Flüchtlinge zum Beispiel, die auf dem Friedhof um Asyl nachgesucht hatten, richteten sich dort dauerhaft ein. Teilweise erbauten sie feste Wohnstätten. Ein normannisches Konzil setzte 1080 fest, dass die Flüchtlinge nach Ende des Krieges gehen müssen, die ältesten Ansässigen jedoch ihre Stätte auf dem Friedhof behalten dürften (vgl. Philippe Ariès, Geschichte des Todes, Wien 1980, S. 86 ff.). Man wohnte auf dem Friedhof. Dabei hatte man immer wieder die Möglichkeit, Bestattungen und Gemeinschaftsgräber zu sehen, die damals so lange offenstanden, bis sie voll waren. Der Friedhof ein Forum, der Haupt- und Spielplatz, auf dem alle Bewohner der Gemeinde sich trafen, sich versammelten, spazierten und ihre geistigen und weltlichen Geschäfte erledigten! Wenn man sich auf dem Friedhof verliebte, glaubte man, dass das Glück lebenslanglich bliebe. Aber auch alle Belustigungen, die man damals kannte, wurden hier abgehalten. Der Friedhof war die geräuschvollste, belebteste, turbulenteste und geschäftigste Gegend des ländlichen oder städtischen Gemeinwesens. Die Kirche war das gemeinsame Haus, der Friedhof war der gemeinschaftliche Platz, so ein Historiker der mittelalterlichen Rechtssprechung (ebd. S. 86 ff.).

* Vortrag gehalten an der VSA-Fortbildungstagung «Mit dem Sterben leben» für Altersheimleitung und Kaderpersonal vom 11. und 12. November 1981 in St. Gallen.

Totentänze

Die alltägliche Präsenz der Lebenden inmitten der Toten hat sich gegen Ende des 14. Jahrhunderts langsam verändert. Am stärksten sichtbar wird dies an der Bedeutung der Totentänze. Denn wenn man früher auf dem Friedhof getanzt hatte, wurde das als Begegnung zwischen Toten und Lebenden verstanden; jetzt wurden diese Tänze viel eher zum Anlass für meditative Erfahrung. 1424 wurde in Paris der erste Tanz an eine Friedhofmauer gemalt. Das Bild stellt den König, den Bauern, den Papst, den Schreiber und die Jungfrau dar; jede dieser Personen tanzt mit einem Leichnam. Und zwar ist der tote Partner, mit dem jeder tanzt, dem Gewand und dem Gesichtsausdruck nach das Spiegelbild des andern. Das heisst, jedermann trägt in der Gestalt seines Körpers seinen eigenen Tod und tanzt mit ihm durch das Leben. Es wird so an das älterwerdende, verfallende Selbst jedes einzelnen erinnert. (Vgl. J. Huizinga, *Das Bild des Todes*, Stuttgart 1961⁸, 190 ff).

Bis dahin wurden die Verstorbenen jeweils alterslos dargestellt. Das änderte sich um das Jahr 1500 herum. Der Tod gewann in gewissem Sinn Selbständigkeit. Dies hatte sich bereits früher bei den Mönchen anzubahnen begonnen. Der Mönch fand mehr und mehr seine je eigene Identität. Nicht mehr das kollektive Schicksal der Gemeinschaft war ihm das Grösste. Das liess auch den persönlichen Tod des einzelnen wichtiger werden. Die Kunstgeschichte verweist in diesem Zusammenhang auf ein interessantes Phänomen. Der Spiegel wurde damals für den Alltag wichtig; zugleich trug er zum Wandel des Todesverständnisses bei. Durch den Spiegel des Todes nämlich, also durch die andere Seite des Selbst, ist die Welt zu sehen. Die Welt wird von dieser Zeit an in der Kunst oft als weibliche Figur – halb Engel – halb Dämon dargestellt. Der Welt gehört die Macht, die Glücksgüter, die Schönheit, die Natur, aber auch die Eitelkeit, der Untergang.

Und der Mensch tanzt nun also mit dieser Welt als seinem eigenen Schatten, mit der fortschreitenden Vergänglichkeit, mit dem Tod. Dieser Tanz ist ganz anders zu deuten als der Tanz auf dem Friedhof in früheren Zeiten. Der war Sinnbild dafür, dass Leben und Tod eine Einheit bilden. Der Tanz mit dem Tod zeugt nicht von selbstverständlicher Bejahung des Todes. Er lässt eher an Galgenhumor

Man soll gegen jeden
Menschen so handeln,
wie man wünschte, gestern
gehandelt zu haben,
wenn heute die Nachricht
von seinem Tod käme.

Franz Werfel

denken oder an eine Art Verzweiflungstat, ist der Tod doch nun unentrinnbares Schicksal, vor dem sich die Menschen fürchten. Der Tod steckt in uns, in jedem von uns; er ist unabwendbar!

Der Tod ein Fremdling

Inzwischen sind sich die Forscher darin einig, dass der Tod bei primitiven Völkern sehr oft nicht für etwas Selbstverständliches und Natürliches gehalten worden ist (und wird). Immer wenn der Tod eintritt, ist für sie eine geheimnisvolle Macht im Spiele. Tod ist das Ergebnis irgendeiner bösen Absicht. Der Jemand, der den Tod verursacht, könnte ein Nachbar sein, der aus Neid mit dem bösen Blick schaut, oder eine Hexe, oder ein verstorbener Vorfahre, der kommt und den Menschen mitnimmt, oder ein Dämon, der eventuell in der Gestalt eines Tieres auftritt. Ohne bösen Einfluss menschlicher oder geisterhafter Feinde würde man nicht sterben. Die vielen Mythen und Sagen über den Ursprung des Todes, die sich bei primitiven Völkern finden, zeigen, dass der Tod bei ihnen nicht als zum Menschsein gehörig betrachtet wurde. Man glaubte, dass der Mensch an sich unsterblich sei. Der Tod ist in diesen Mythen und Sagen oft nur deshalb eine Realität, weil der Bote, der den Menschen die ihnen zustehende Unsterblichkeit hätte überbringen sollen, irgendeinen Fehler machte. Entweder brachte er den Wortlaut seiner Botschaft – aus Bosheit oder aus Vergesslichkeit – durcheinander, oder er kam einfach zu spät (vgl. Jacques Choron, *Der Tod im abendländischen Denken*, Stuttgart 1967, S. 14 ff.). Der Primitive glaubt nicht daran, dass ein Lebewesen ganz und gar sterben könne. In keinem Fall versteht er den Tod als endgültige Vernichtung der lebendigen Existenz. Der Tod gilt nie für etwas Absolutes. Übrigens betrachtete auch der biblische Mensch den Tod nicht als etwas Natürliches. Der Tod ist ein Fluch, der als Folge der Sünde in die Welt kam (Gen. 3; Röm. 5). Und bis spät ins Mittelalter betrachtete man Gott als die eigentliche Ursache des Todes. Er persönlich setzt fest, wann die Lebenszeit eines Menschen abgelaufen ist. Und noch heute liest man auf Todesanzeigen: «Es hat Gott, dem Herrn, gefallen. . .». Weil der Tod in dieser innigen Weise mit Gott zu tun hatte, konnte sich übrigens das oben geschilderte unproblematische Verhältnis zum Tod entwickeln, konnte der Friedhof zum zentralen Begegnungsort der Lebenden werden.

Als der Tod dann im 15. Jahrhundert selbständig, ja autonom zu werden begann, änderte sich auch das Verhältnis zum Tod. Er wurde wieder etwas Fremdes, Bedrohliches, ja Entsetzliches. Das 15. Jahrhundert hallt denn auch wider vom «Gedenke des Todes, o Mensch!» Drei Motive waren (nach Huizinga) in den Predigten und in den künstlerischen Darstellungen massgebend: Wo sind sie alle geblieben, die früher die Welt mit ihrer Herrlichkeit füllten? Dann das Motiv der schauernden Betrachtung der Verwesung all dessen, was einmal menschliche Schönheit ausmachte. Schliesslich das Totentanzmotiv; der Tod, der die Menschen mit sich zerrt, aus jedem Beruf heraus, aus jedem Lebensalter. Der Totentanz und die Vergänglichkeitsdarstellungen nahmen damals geradezu eine Vorrangstellung – in Plastik, Malerei, Literatur – ein. Sie dienten als lebendige Illustrationen zu den Predigten, die man überall von den Kanzeln und an den Strassenecken hörte. Viele grosse Gemälde hatten «den Triumph

des Todes» zum Thema. (1538 veröffentlichte Hans Holbein der Jüngere das erste Bilderbuch über den Tod. Die Tanzpartner erscheinen als Skelette.)

Der Augenblick des Todes

Daneben hielt ein anderer Gedanke die Todesfurcht lebendig. Der *Augenblick* des Sterbens wurde immer bedeutsamer. Der Tod – vorher das vertraute Spiegelbild des Selbst – wird nun zum Tod, der ein Gesetzesvollstrecker wird. Der Tod ist nicht mehr der lebenslange Begleiter, sondern ist das Geschehen eines Augenblicks. Und das wirkte sich auf die Einstellung zum Leben aus. Im Mittelalter gehörten Ewigkeit und Gegenwart selbstverständlich zur menschlichen Geschichte. Jetzt wird der Tod zu einem Punkt, an dem die Uhrzeit endet und der Mensch in die Ewigkeit eintritt. Die selbstverständliche Einheit zwischen Gegenwart und Ewigkeit wurde aufgelöst. Der Tod ist nicht mehr das Ende eines Lebensweges, der geprägt ist von der Einheit von Tod und Leben, sondern wird zu einem zeitlichen Ereignis. Er bedeutet das Einbrechen eines Fremden, das man zwar erwartet (und fürchtet), das aber nicht gleichsam zum menschlichen «Eigentum» gehört.

Dieses punktuelle Todesverständnis konnte sich entwickeln, weil das Christentum – im Gegensatz zu vielen antiken Denkern – immer eine lineare Zeitvorstellung hatte. Die Zeit begann einmal (mit der Schöpfung) und kommt zu einem Ende. Ähnlich betrachtete man nun auch das Leben des einzelnen. Der Tod ist – wie übrigens jedes andere Ereignis – etwas Einzigartiges, Unwiederholbares (vgl. Choron a.a.O. S. 25). Bekannte Abbildungen von damals zeigen den Tod, der die Uhr schlägt oder das Stundenglas hält. Und alle Menschen stehen unter diesem Uhr-Gesetz. (Damals ist auch das Ave-Maria entstanden: . . . bitte für uns, jetzt und in der Stunde des Todes). Das Leben nach dem Tod ist nun auch nicht mehr eine umgebildete Fortsetzung dieses irdischen Lebens, sondern wird zum völlig unverdienten Gottesgeschenk im Himmel oder zur furchtbaren Bestrafung in der Hölle. Der Tod wird zu einem eigentlichen, freilich nicht absoluten, Ende. Und es kam auf dieses Ende an. Wehe, man liess sich vom Tode überraschen und musste «unversehen» aus dem Leben scheiden!

Damit stand nun auch jedermann, ob Mann, Frau oder Kind, *seinem* Tod gegenüber. Es entstanden Bücher der «Sterbenskünste». Ein Handbuch für das Geschäft des Sterbens, ein praktischer Ratgeber, war etwa 200 Jahre lang ein Bestseller (Der Tod in der Moderne, Hrsg. von H. Ebeling, Königstein 79, S. 191). Das Buch war für einfache Menschen in der Welt, nicht etwa für Mönche, geschrieben. Düsternis und Todesangst plagten nun die Menschen bis zur Verzweiflung. Wohin das führen konnte, zeigt die Geschichte «von einem König, der nie lachte, weil er den Tod so fürchtete. Das quälte seine Umgebung, und als man ihn nach dem Grund frug, antwortete er mit dem furchtbaren Bilde: er lache nie, weil vier Lanzen gegen seinen Körper gerichtet seien, die ihn durchbohren würden, äusserte er ein Zeichen der Freude. Die erste Lanze sei das bittere Leiden Christi, die zweite sei der Gedanke an den Tod, der die Stelle vom Leibe trenne, die dritte Lanze sei die Ungewissheit der Todesstunde und die Angst vor dem plötzlichen Tod, dem Tod in Sünden, und die habe ihm alle irdischen Freude genommen, die vierte

Lanze endlich sei die Furcht vor dem jüngsten Gericht» (Choron, S. 99).

Memento vivere

Der Umschlag konnte nicht ausbleiben. Der Mensch der Renaissance wandte sich wieder stärker dem Diesseits zu. Er entdeckte von neuem die Welt und ihre Schönheiten: man spürte plötzlich, dass das Leben etwas Herrliches ist. Jetzt wurde das «Memento vivere» zum Schlagwort. Selbst ein Toter ist nicht einfach tot. Er ist noch in vielfältiger Weise unter uns: zum Beispiel in den Werken, die er geschaffen und hinterlassen hat. Damals wurde auch das abendländische Porträt «erfunden». Die ersten Porträts stellen Prinzen und Prinzessinnen dar und wurden unmittelbar nach deren Tod aus dem Gedächtnis angefertigt, damit die individuelle historische Persönlichkeit der Hingeschiedenen beim feierlichen Begräbnis anwesend sei (Ariès, a.a.O., S. 192). Man wollte der «Toten nicht als Dämonen oder Geister, Heilige oder Symbole gedenken, sondern als einer dauernden, persönlichen historischen Gegenwart» (a.a.O., 192).

Der natürliche Tod

Diese Diesseitsorientierung schlug sich auch in den medizinischen Büchern nieder. Der Arzt hatte zwei unterschiedliche Dienste zu verrichten; entweder die Heilung zu unterstützen, oder zu einem leichten und schnellen Tod zu verhelfen. Doch galt es Hand in Hand mit der Natur zu arbeiten. Die Frage, ob die Medizin überhaupt Leben verlängern könne, war an den Medizinschulen von Palermo und Paris heiss umstritten. Viele arabische und jüdische Ärzte sprachen ihr diese Macht rundweg ab und bezeichneten einen solchen Versuch, in die Ordnung der Natur einzugreifen, als Blasphemie (Der Tod in der Moderne, Hrsg. von H. Ebeling, Königstein 79, S. 193). Auch Paracelsus meinte, die Natur kenne die Grenzen ihrer Bahn. Nach ihrem Plan weise sie jedem ihrer Geschöpfe seine eigene Lebensspanne zu, «so dass seine Energien sich verbrauchen während der Zeit, die zwischen dem Augenblick seiner Geburt und seinem vorbestimmten Ende verstreicht. Der Tod des Menschen ist nichts anderes als das Ende seiner täglichen Arbeit, ein Ausatmen der Luft, ein Verzehren seiner angeborenen balsamischen Kräfte der Selbstheilung. . . (ebd., S. 195)».

Dieses «natürliche» Denken führte schliesslich dazu, dass der menschliche Körper mehr und mehr vermaterialisiert, zu einem Objekt gemacht wurde. Bis anhin hatte der Leichnam etwas gegolten, er war nicht bloss ein Ding unter Dingen, sondern wurde wie eine Person behandelt. Er hatte sogar eine rechtlich anerkannte Stellung. Der Tote konnte die Lebenden juristisch belangen und auch von ihnen belangt werden, ja der Tote konnte als Zeuge aufgerufen werden. Nun begann sich das zu ändern. In einem lang andauernden Prozess setzte sich mehr und mehr die Vorstellung des «natürlichen» Todes durch. In der Literatur der letzten vier Jahrhunderte wird der Ausdruck «natürlicher» Tod im Gegensatz zum «primitiven» Tod verwendet. Man glaubt nicht mehr an die Einwirkung eines todbringenden, unheimlichen, übernatürlichen oder göttlichen Agenten. Wenn man in der Moderne vom «natürlichen» Tod wieder abrückt, dann nicht um nach einer welttranszendenten Ursache des Todes zu suchen. Der «moderne» Tod wird als Folge sozialer Ungerechtigkeit oder als Ergebnis von Klassenkämpfen, Terrorakten usw.

begriffen; auch als Tod am Brot, das heisst am Reichtum und der mit ihm verbundenen Beziehungslosigkeit, die nicht an den andern denkt (Dorothee Sölle).

Die Vorstellung des «natürlichen» Todes brachte nicht nur eine andere Einstellung zum Tod, sondern auch zum Leben, zur Krankheit usw. Der Leichnam kam nun ganz selbstverständlich unter das Skalpell des Arztes. Zuerst hatte die Sektion als «frevlerische Entweihung» und sinnlose Grausamkeit der Lebenden gegen die Toten gegolten (so der Humanist Gerson). Um die Zeit als der Tod als Person in Jedermann-Spielen aufzutreten begann, finden wir den Leichnam erstmals als Lehrmaterial der Renaissance-Universitäten. Anfangs durfte das «Schauspiel» der Sektion nur alle vier Jahre wiederholt werden, später dann einmal pro Jahr, bis es zur gewöhnlichen Arztausbildung gehörte. Im 17. Jahrhundert wurde die Sektion ein beliebtes Thema der Malerei. In den Niederlanden war sie im Karneval ein Schauspiel, das zur Belustigung aufgeführt wurde.

Der würdelose Tod

Damit war die Entwicklung eingeleitet, die uns heute oft Mühe macht: die Vermarktung, Verkommerzialisierung, Verobjektivierung des Todes. In vielen Spitälern, zumal auf Intensivstationen, wird ohne menschliche Würde gestorben, sich selbst ein Fremder, den Helfern hilflos ausgeliefert, auch wenn man Franco oder Tito heisst.

Der auf sein Ende zugehende Mensch wird verplant, bis zum letzten Atemzug. Rainer Maria Rilke hat dies einmal so beschrieben: «Jetzt wird – fabrikmässig gestorben. Bei so enormer Produktion ist der einzelne Tod nicht so gut ausgeführt, aber darauf kommt es nicht an. Die Masse macht es. Wer gibt heute noch etwas für einen gut gearbeiteten Tod? Niemand. Sogar die Reichen, die es sich leisten könnten, ausführlich zu sterben, fangen an, nachlässig und gleichgültig zu werden: der Wunsch einen eigenen Tod zu haben, wird immer seltener. Eine Weile noch, und er wird ebenso selten sein wie ein eigenes Leben. Gott, das ist alles da. Man kommt, man findet ein Leben fertig, man hat es nur anzuziehen. Man will gehen oder man ist gezwungen, nur keine Anstrengung: Voilà votre mort, Monsieur. Man stirbt, wie es gerade kommt, man stirbt den Tod, der zu der Krankheit gehört, die man hat. Denn seit man alle Krankheiten kennt, weiss man auch, dass die verschiedenen letalen Abschlüsse zu den Krankheiten gehören und nicht zu den Menschen, und der Kranke hat sozusagen nichts zu tun. In den Sanatorien ... stirbt man einen von der Anstalt angestellten Tod, das wird gern gesehen. Wenn man zu Hause stirbt, ist es natürlich, jenen höflichen Tod der guten Kreise zu wählen, mit dem gleichsam das Begräbnis erster Klasse schon anfängt und die ganze Folge seiner wunderbaren Gebräuche ... (Rainer Maria Rilke, Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge, Suhrkamp 1975, Band 343, S. 11/12).»

Unsterblichkeit

Unser Gang durch die Kulturgeschichte hat, meine ich, gezeigt, dass Sterben-Können und Leben-Können miteinander zusammenhängen. Unser Verhältnis zum Tod bestimmt auch unser Leben! Darum lohnt es, sich nun auch ein paar grundsätzliche Gedanken zum Tode zu stellen.

«Ohne das Gefühl eines Zusammenhangs im Ganzen, ohne Sinngefühle und leitende höchste Idee kann weder der einzelne noch das Volk existieren. Es gibt aber auf Erden nur eine höchste Idee, die von der Unsterblichkeit der menschlichen Seele. Denn alle anderen höchsten Ideen, von denen Menschen leben können, sind Folgerungen aus der einen» (Dostojewski).

Seit der Antike bis heute gab und gibt es Denker, die sich mit der Unsterblichkeitsfrage als einer der vornehmsten Aufgaben der Philosophie beschäftigt haben. Dabei waren die verschiedenen Antworten jeweils auch ein Reflex der persönlichen Lebenseinstellung und Lebensgestaltung. Wohl gemerkt, ich spreche von der Unsterblichkeit, nicht von der christlichen Auferstehung. Letztere ist eine Angelegenheit des religiösen Glaubens (Prof. Christen wird darüber sprechen), erstere dagegen eine philosophische Frage. Gewiss, es haben sich beide Vorstellungskreise, philosophische Unsterblichkeitslehre und christlicher Auferstehungsglauben, miteinander auch verbunden und vermischt. Häufig stützte das eine das andere. Und das bedeutet auch, dass der Fragenkomplex vielschichtig ist.

Noch im 18. und zum Teil im 19. Jahrhundert bewegte das Leben nach dem Tode das Denken geradezu leidenschaftlich. Das Aufkommen des Materialismus um die Mitte des vorigen Jahrhunderts liess dieses Problem dann aber in den Hintergrund treten. Der biologische Ansatz, der den Tod in den Naturprozess einebnet, gewann an Boden. Die Überzeugung von einem Weiterleben nach dem Tode, sei es aus denkerischen, sei es aus Glaubensgründen, schwächte sich ab. Selbst das Interesse an der Frage nahm ab.

Und doch gab es nie einfach ein Entweder-Oder. Immer wieder eindringlich stellt sich das Todesproblem da, wo jemand durch die Furcht vor dem Sterben, durch Enttäuschung über die Vergänglichkeit des Lebens, aber auch durch die Undenkbarkeit simplen Verlöschtens geistbestimmter Persönlichkeit erfasst wird. Was für Primitive eine Gewissheit war, nämlich das Weiterleben nach dem Tode, blieb beziehungsweise wurde für viele «wenigstens» zu einer Hoffnung. Die bedrängende Frage aber blieb: Was ist das eigentlich der Tod?

Derjenige, der die Unsterblichkeit leugnet und überzeugt ist, nach dem biologischen Tod sei alles vorbei, müsste auf überzeugende Weise erklären können, warum viele Menschen eine eigentliche Sehnsucht nach Ewigem in sich tragen. Oft zeigt sich diese geradezu als ein inneres Bedrängtwerden. Die Erfahrung des Sterbens um uns wie in uns selber lässt dann dem Geist keine Ruhe. Wenn jeder Mensch zum totalen Sterben, ohne Hoffnung, geboren ist, kann dies schliesslich unsere Vernunft nicht unberührt lassen. Deshalb ist die denkerische Verarbeitung des Todes auch eine wichtige, ja notwendige Hilfe zur Bewältigung des Lebens. «Mitten im Leben sind wir vom Tod umgeben» – damit versuchten die verschiedensten Denker im Laufe der Jahrtausende irgendwie fertig zu werden. Ihre Gedanken scheinen mir heute noch einen hilfreichen Zugang zur persönlichen Todes- beziehungsweise Lebensbewältigung zu schaffen.

Wenn der Grieche dem Toten zurief: «Sei fröhlich!» und diesen dann sprechen liess: «Sei auch du fröhlich!», so war das Ausdruck denkerischer Auseinandersetzung mit

dem Tode. Denn wie kann denn der Mensch in diesem Leben eigentlich fröhlich sein, wenn er doch weiss, dass er sterben muss? Die Todeserfahrung ist untrüglich, ganz gewiss. Doch gibt es in der Geschichte unzählige Zeugnisse dafür, dass Menschen sogar angesichts des Todes echt fröhlich waren. Wie ist das möglich, wenn doch alles zu Ende geht, scheinbar alles sinnlos ist? Ist so etwas überhaupt zu denken?

Gewiss, so überlegten schon antike Denker, der Leib des Menschen zerfällt nach dem Tode. Was aber hält ihn denn vor dem Tode zusammen? Lässt sich der Mensch etwa als zufällige Ansammlung von Materie-Teilchen (Atomen) begreifen? Muss man nicht eher ein Lebensprinzip, und zwar ein *geistiges* Lebensprinzip, in oder hinter allen Lebenszusammenhängen des Menschen annehmen, das ein sinnvolles, geistbeseeltes Tun und Handeln ermöglicht? Was tun denn zum Beispiel wir, hier im Saal, zu dieser Stunde? Wir denken, überlegen, stellen uns im Geiste Zusammenhänge vor, wir fassen zusammen, bündeln Erfahrungen, solche die schon lange zurückliegen mit ganz neuen. Geistige Tätigkeit überstieg schon immer das nur Vordergründige. Unsere kulturgeschichtliche Überlegungen zum Tode im ersten Teil zeugen davon. Begräbnisstätten aus urmenschlichen Zeiten, Riten, Bräuche, Todesfeiern usw. weisen darauf hin, dass *Geist* tätig ist, das heisst nicht aufgeht und sich zufrieden gibt mit dem was unmittelbar gesehen und gehört werden kann. Im Gegensatz zum Tier, das gegenwartsbezogen lebt, erfassen wir Menschen immer schon auch abwesende «Dinge», vergangene wie künftige. Wir prüfen auch, wählen aus, setzen uns bewusst für etwas ein.

Ein wesentliches Merkmal geistiger Fähigkeiten ist, Grenzen und Gesetzlichkeiten, die Physisch-Körperlichem gesetzt sind, hinter sich zu lassen. Im Erinnern zum Beispiel wird das Zeitrad zurückgedreht. Im Erkennen übersteigen wir Raum- und Zeitgebundenheit. Ähnliches gilt auch für das Wollen, die Liebe, die Hoffnung. Verwundert es da, dass es Menschen gibt, die sich auf den Tod geradezu freuen können? Wo ist eigentlich menschliches Leben beheimatet? Die Sinne fassen Begrenztes, Endliches, Vergängliches, Sterbliches; Geist aber ist immer auch darüber hinaus. Er fasst selbst den Gedanken der Unsterblichkeit. Und recht besehen ist das Unsterbliche doch mehr als das Sterbliche!

Wenn der Geist aber Unsterbliches fassen kann, so überlegte Platon (427–347 v. Chr.), muss er dann nicht selber etwas Unsterbliches an sich haben? Bei Platon gewann übrigens die Auseinandersetzung um das Problem des Todes die Gestalt, welche das abendländische Denken bis in die Gegenwart hinein bestimmt. Dem Leibe nach leben wir in der Welt des Werdens und des Vergehens; wir sind dabei getragen vom Wissen um Unvergängliches und von der Sehnsucht nach Bleibendem. Wir sind Wanderer zwischen zwei Welten, aber das wahre, eigentliche Leben liegt in der Ewigkeit. Damit ist zugleich Wichtiges gesagt zu unserem vergänglichen Körper. Selbstverständlich braucht er Pflege, Sorge, medizinische Betreuung usw., er ist ja durchseelt. Aber die eigentliche Pflege und Sorge gilt dem Dahinterstehenden, dem Ewigen in uns.

Platons Denken ist dialektisch, das heisst Gegensätzliches einbeziehend und miteinander vermittelnd. Vor allem beschäftigt ihn eben der grosse Gegensatz von Sichtbarem

und Unsichtbarem, von Vergänglichem und Unvergänglichem, von Zeitlichem und Ewigem. Die Seele ist für ihn von unteilbarer, geistiger Natur. Sie ist nicht etwas Zusammengesetztes, wie der sichtbare Leib, und ist deshalb unauflöslich, das heisst unsterblich. Das Wesen der Seele nämlich ist (geistiges) Leben, also genau das Gegenteil des Todes. Sie kann deshalb ebensowenig sterben wie das «Feuer» kalt werden. Deshalb kann Platon schreiben: «Sobald der Tod den Menschen antritt, stirbt das was sterblich ist an ihm. Doch das Unsterbliche, die Seele, geht heil und ungestört von dannen, ganz leise hat sie sich dem Tod entzogen. Kein Zweifel also die Seele ist unsterblich.»

Platons Verständnis von Tod und Unsterblichkeit hat – wie gesagt – die westliche Welt über zwei Jahrtausende bestimmt. Es hat die christlichen Aussagen über Tod, Hoffnung und Leben jenseits der Todesgrenze tief mitgeprägt. Auch Platons Gegner blieben weithin an seine Auffassungen gebunden. Platons Lehre stelle die eigentliche Grundlage der gesamten Metaphysik dar; das übrige seien eigentlich nur «Fussnoten» dazu, meinte einmal ein moderner Denker (Whitehead, 1861–1947). Ob das übertrieben ist, sei dahingestellt. Es ist jedoch Tatsache, dass Platons Denken von den grossen der Geistes-Geschichte immer wieder aufgenommen, erweitert, präzisiert wurde. Ich denke an Thomas von Aquin, an Kant, Fichte, Hegel und andere. Und das Grundanliegen, das Platon zum Künster der Unsterblichkeit machte, bewegt uns auch heute, vielleicht sogar mehr denn je. Sind wir denn, so fragen viele, reduzierbar auf einen biologischen Leib, auf eine soziale Herkunft, auf einige unbewusste psychische Gesetze, auf eine kulturelle Entwicklung usw.? Weist denn nicht unsere geistige Tätigkeit über all diese Begebenheiten hinaus?

SEIN zum Tode

Wenn auch die Moderne von neuen Fragestellungen her an die denkerische Bewältigung des Todes angeht, ist doch auch sie von der gleichen Grundfrage wie Platon angestossen, nämlich der nach dem Eigentlichen im Menschen. Bezogen auf unser Thema hat das wohl keiner in unserem Jahrhundert so eindringlich durchdacht wie Martin Heidegger. Den Tod bloss als biologisches oder allgemeines Schicksal zu sehen, würde nach ihm der Bedeutung des Todes in keiner Weise gerecht. Das Dasein des Menschen läuft nicht einfach innerhalb einer vorgegebenen objektiven Zeit ab. Wäre der Mensch nicht ursprünglich, das heisst innerlich und existenziell, ein Verzeitlichter, gäbe es die Möglichkeit eines objektiven Zeitbewusstseins nicht. Gerade als sich verstehende Existenz wird der Mensch zuinnerst von der Tatsache des Todes betroffen. Er erfährt darin das Nichts, das jede seiner Leistungen bedroht, auch seine denkerischen. Eine rein objektive Betrachtung des Todes ist daher grundsätzlich unangemessen. Der Tod ist für menschliches Existieren insofern wesentlich als es gilt, entschlossen im Angesicht des Todes zu leben. Nur wer nicht bloss biologisch dahinlebt, sondern die grundsätzliche Bedrohung durch den Tod entschlossen aushält, gewinnt existenzielle, das heisst menschliche Lebenstiefe. Bewusst das Sein-zum-Tode leben heisst sein Leben zu wagen, auch wenn es keine Sicherheit und keine Endgültigkeit gibt. Erst das macht uns wach, hellhörig, für das Erfahren des Eigentlichen!